

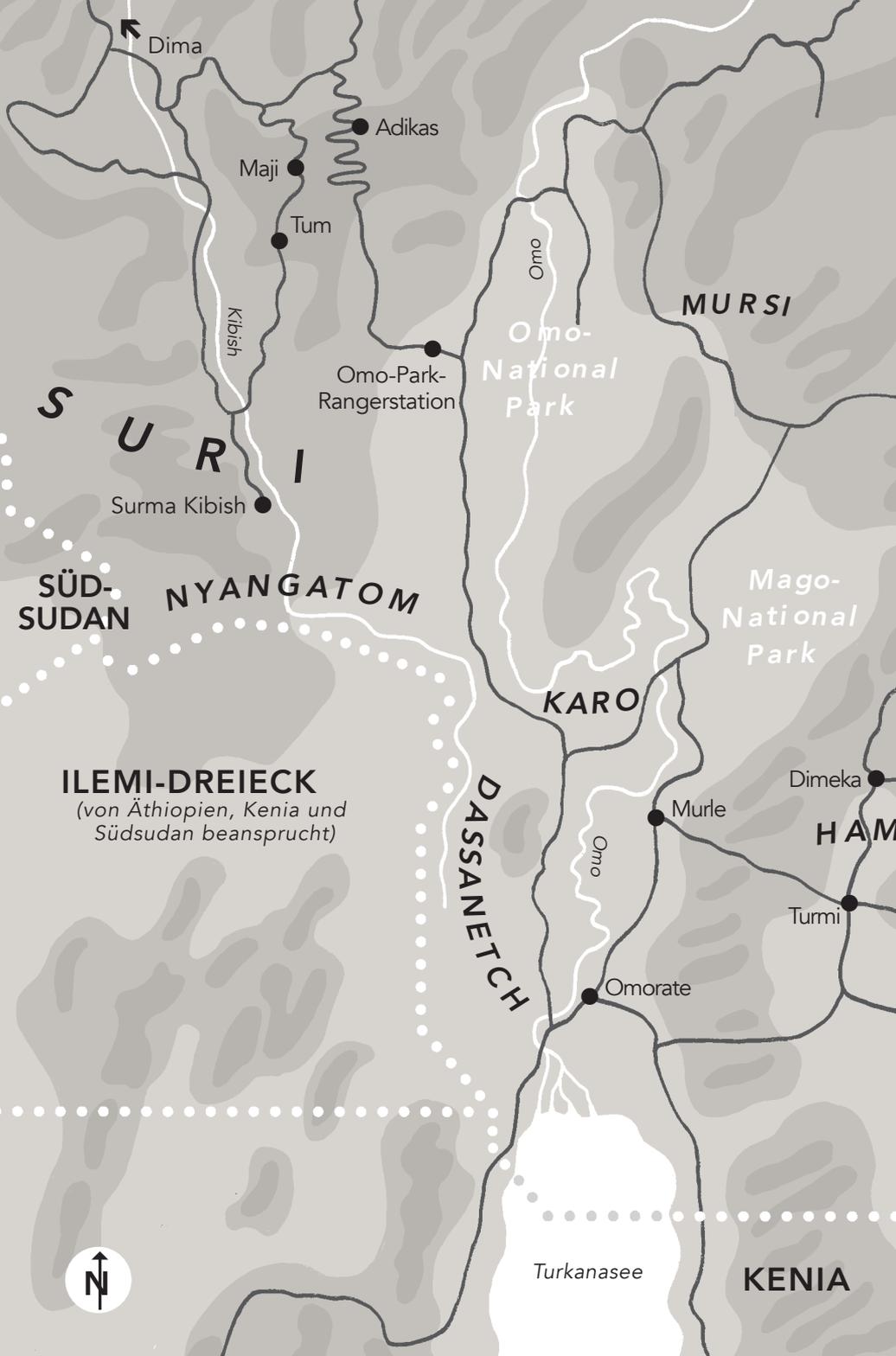
Chronik eines vermeidbaren Todes

Ein Domier

Hoffmann und Campe







Dima

Adikas

Maji

Tum

Omo-Park-Rangerstation

Omo

MURSI

Omo-National Park

SUR I

Surma Kibish

SÜD-SUDAN

NYANGATOM

Mago-National Park

KARO

ILEMI-DREIECK
(von Äthiopien, Kenia und Südsudan beansprucht)

DASSANETCH

Omo

Murle

Dimeka

HAM

Turmi

Omorate

Turkanasee

KENIA





DORZE

Abajasee

Arba Minch

Charmosee

Karat Konso

KONSO

Jinka

ÄTHIOPIEN

MAR

Chew-Bahir-See

50 km





Alles wird gut –

**Chronik eines
vermeidbaren Todes**

Ein Donner

Hoffmann und Campe





Sie paar Worte mal

Sobald ich eine Grenze überschritten habe, schaue ich mit doppelt geschärftem Blick hin; sobald ich mir meinen Weg in eine fremde Kultur suchen kann, fließt mir eine Energie zu, die ich von zu Hause gar nicht kenne. All das, was ich auf Reisen erlebe, ist per se aufregend und nicht selten anstrengend; nebenbei auch noch auf literarische Inspirationen zu spekulieren, erschien mir abwegig.

Im Gegenteil, ich bin froh um jede Reise, von der ich ohne eine einzige Notiz heimkomme. Aber manchmal passiert etwas, das so schockierend oder ergreifend ist, daß mich das Erlebte nicht mehr losläßt. In solchen Momenten springt meine Phantasie geradezu wider Willen an. Nicht selten bringt sie mich zurück in diese Länder, dann laufe ich dort die Wege meiner Hauptfiguren ab.

Anfang 2020, kurz vor Verhängung des Lockdowns, reiste ich durch Äthiopien. Ich war mit denselben beiden Freunden unterwegs, die mich schon durch Tansania begleitet hatten, dabei entstand damals der Roman „Das kann uns keiner nehmen“. Äthiopien ist freilich ein völlig anderes Land, und die Reise verlief auch völlig anders. Überall redete man schon vom bevorstehenden Bürgerkrieg, wir selbst mußten bei Kletterpartien unser Leben riskieren, und schließlich wurden wir, ganz im Süden des Landes, Zeuge einer Szene, die wir alle wohl nie wieder vergessen werden.





In der folgenden Nacht kam meine Phantasie nicht zur Ruhe, und am Morgen war ich bereits mitten im nächsten Roman. Natürlich hatte ich erst eine vage Vision davon, doch je mehr Notizen ich fortan machte, umso stärker gewann er an Kontur. Die Sätze, die man vor Ort notiert, sind die wichtigsten. Sie haben oft eine Kraft, die man später, am Schreibtisch, als Sound hört, der das Buch prägt.

Wie schon bei all meinen früheren Romanen hat der Stoff mich gewählt und nicht ich ihn. Ich schreibe ja nicht, weil ich etwa Lust dazu hätte. Sondern nur, wenn ich wirklich muß. Der Stoff überrascht mich, er überwältigt mich, er besetzt meine Phantasie über Jahre. Um ihn wieder loszubekommen, gibt es nur ein Mittel: die Niederschrift.

Nicht nur als Reisender, auch als Schriftsteller verstehe ich mich als eine Art Wanderer zwischen den Welten. Nun fragen sich derzeit einige, ob man das, als Weißer, noch so ohne weiteres könne. Allerorten ist eine Verunsicherung spürbar, sie zieht sich bis in Freundeskreise, in die Lektorate von Verlagen, in Medienhäuser und Agenturen hinein. Wer darf was denken, schreiben, tun? Ist es insbesondere einem Weißen noch erlaubt, Romane zu schreiben, in denen Schwarze im Mittelpunkt der Handlung stehen?

Nun, aus meiner Warte ist das schnell beantwortet. Viel schwieriger ist die Frage, die ich mir schon immer während meiner Arbeit habe stellen müssen: Schreibe ich über ein Land, wie ich es auf meinen Reisen wahrgenommen habe, oder so, wie man es in der westlichen Welt gern sehen möchte?

Die Antwort darauf haben mir auch auf dieser Reise meine einheimischen Begleiter gegeben. Sie haben mir nicht

zuletzt deshalb soviel gezeigt, was man hinter Äthiopiens faszinierenden Kulissen kaum vermutet hätte, damit ich „die Wahrheit“ schreibe. Wie auf all meinen früheren Reisen in Afrika – und sonstwo in der Welt – freuen sich die Menschen, wenn man ihr Leben eine Zeitlang begleitet und davon zu Hause mit Respekt berichtet. Der Respekt besteht für sie darin, ihr Leben „wahrhaftig“ darzustellen, mit allen Facetten, ohne etwas zu verklären oder zu verschweigen.

In meinem Fall ist es mehr als Respekt. Warum ich eine lebenslange Liebe zu Afrika habe, weiß ich nicht; möglicherweise weil ich auf einer meiner ersten Reisen dort um ein Haar gestorben wäre und mir den Kontinent auf der nächsten Reise wieder zurückerobern konnte. Vielleicht spüren Sie beim Lesen die Liebe, die mich beim Schreiben antreibt, auch wenn ich Erschütterndes zu erzählen habe.

MP, 25/9/22



Januar

Erinnye Kistay

4. Woche

~~Chebona~~ ~~21~~ ~~11~~

~~Wochennotizen~~

~~18:30 Nat. p. - The~~
~~Quid a Or, Camp Stas 6r. + Westmatal~~
~~Laflo, 22 Schlaf - froche, Antelen, Wasserwerk, Affen~~
~~Siten (Mitar: (Mitar) 2 Ak) (Mitar) 2 Ak~~
~~Tanzen, 18:30 - 0 18:30 Camp~~

~~20 Montag ab ~ 6~~
~~10 weiter, bloomy, Afri-Hütten, (Mitar) 2 Ak~~
~~Mekelle 1200 m | 13 Aba Ala - Red, (Mitar) 2 Ak~~
~~15:45 (Mitar) 2 Ak~~
~~16 (Mitar) 2 Ak~~

~~21 Dienstag 7:30 ab~~
~~Mitaxa Kaleret, 3, 14 ab~~
~~red, bed, Hütten, (Mitar) 2 Ak~~
~~14:30 (Mitar) 2 Ak~~
~~18:30 Habesha - (Mitar) 2 Ak~~

~~22 Mittwoch 7:30 ab~~
~~Mitaxa Kaleret, 3, 14 ab~~
~~18:30 Habesha - (Mitar) 2 Ak~~
~~13:45 (Mitar) 2 Ak~~

~~Naxos~~

SA 8.16 SU 16.51
-MA 4.05 MU 13.08

Januar

~~7. Suht. → 7.40 Et. Sulo - beim Kaffeehaus 23
Tasse Kaffee & Wald, 9.30 ab Craghead, Genf (Fr)
Straßen: 2. Hof, Grot, Halbrat, Besardung, 16:15 Museum
Quatland, Touken: Wasserlehn, Pöschl-Genau, Schleich
fabrik: Kol. Aff. 15.00 am Lagerhaus (= 2. Hof wieder da)
6:30 Wustmann: Kaffeeanlage + Nachkuchen (Lager)~~

~~Kaffee-Land / 18 K. Hotel / 19.15 ab 7.0.0
7.1.40 Min. Genf/Has auf Str. Pöschl 24
+ Kaffeeanlagen 11:30 Grenzfl. Kö → ostb. Tepez
Korn + 1/2 Menge → Korn + Gambella (+ Chat-Kig
Chilika Bunde + Kaffee, Ströme) 12:40 N. Ma. - Sonne
Cup. ab / 1. Sa. Kaffee, (Kaffee, Kist. Kaffeehaus
Kaffee Straße - Kaffee. & Kaffeehaus Kaffee + Kaffee
Kaffeehaus Kaffee, & Kaffee 13:50 Kaffee, Kaffeehaus~~

~~7.1.40 Min. Genf/Has auf Str. Pöschl 24
+ Kaffeeanlagen 11:30 Grenzfl. Kö → ostb. Tepez
Korn + 1/2 Menge → Korn + Gambella (+ Chat-Kig
Chilika Bunde + Kaffee, Ströme) 12:40 N. Ma. - Sonne
Cup. ab / 1. Sa. Kaffee, (Kaffee, Kist. Kaffeehaus
Kaffee Straße - Kaffee. & Kaffeehaus Kaffee + Kaffee
Kaffeehaus Kaffee, & Kaffee 13:50 Kaffee, Kaffeehaus
7.1.40 Min. Genf/Has auf Str. Pöschl 24
+ Kaffeeanlagen 11:30 Grenzfl. Kö → ostb. Tepez
Korn + 1/2 Menge → Korn + Gambella (+ Chat-Kig
Chilika Bunde + Kaffee, Ströme) 12:40 N. Ma. - Sonne
Cup. ab / 1. Sa. Kaffee, (Kaffee, Kist. Kaffeehaus
Kaffee Straße - Kaffee. & Kaffeehaus Kaffee + Kaffee
Kaffeehaus Kaffee, & Kaffee 13:50 Kaffee, Kaffeehaus~~

~~7.1.40 Min. Genf/Has auf Str. Pöschl 24
+ Kaffeeanlagen 11:30 Grenzfl. Kö → ostb. Tepez
Korn + 1/2 Menge → Korn + Gambella (+ Chat-Kig
Chilika Bunde + Kaffee, Ströme) 12:40 N. Ma. - Sonne
Cup. ab / 1. Sa. Kaffee, (Kaffee, Kist. Kaffeehaus
Kaffee Straße - Kaffee. & Kaffeehaus Kaffee + Kaffee
Kaffeehaus Kaffee, & Kaffee 13:50 Kaffee, Kaffeehaus
7.1.40 Min. Genf/Has auf Str. Pöschl 24
+ Kaffeeanlagen 11:30 Grenzfl. Kö → ostb. Tepez
Korn + 1/2 Menge → Korn + Gambella (+ Chat-Kig
Chilika Bunde + Kaffee, Ströme) 12:40 N. Ma. - Sonne
Cup. ab / 1. Sa. Kaffee, (Kaffee, Kist. Kaffeehaus
Kaffee Straße - Kaffee. & Kaffeehaus Kaffee + Kaffee
Kaffeehaus Kaffee, & Kaffee 13:50 Kaffee, Kaffeehaus
7.1.40 Min. Genf/Has auf Str. Pöschl 24
+ Kaffeeanlagen 11:30 Grenzfl. Kö → ostb. Tepez
Korn + 1/2 Menge → Korn + Gambella (+ Chat-Kig
Chilika Bunde + Kaffee, Ströme) 12:40 N. Ma. - Sonne
Cup. ab / 1. Sa. Kaffee, (Kaffee, Kist. Kaffeehaus
Kaffee Straße - Kaffee. & Kaffeehaus Kaffee + Kaffee
Kaffeehaus Kaffee, & Kaffee 13:50 Kaffee, Kaffeehaus~~

SA 8.07 SU 17.03
MA 9.42 MU 19.45

Jan./Febr

~~Freitag, Regen, Borsig, ... Donnerstag 30~~

~~Nach. Park, 10:45 Borsig, Messe, Tierge, 10:20~~

~~Zurück, 2 Bäckerei, 12:00 Jucker, 19:10 Trauer~~

~~13:30 ab, 15:45 ix, ... Markt, Gottesdienst~~

~~2. (engl.) Theater, 19:30 Hotel, Karat, Konzert, 19:30~~

~~Freitag, 9:30 ab, 9:30 + Daslag König, ... Samstag 31~~

~~Mit dem ... im ... Wald, ...~~

~~Mit Grab d. Vaters + ... 12:15 ...~~

~~Yun ... Markt, ... Baum + ...~~

~~... 4^{te} ... → ...~~

~~... 14:40 ...~~

~~... 15:45 ...~~

~~... 18:30 ...~~

~~... 19:30 ...~~

~~... 18:50 ...~~

~~... 19:20 ...~~

- Kisten - Verstecke
- Hühler - To do
- Haden - Souvenirs



Der Anfang des Romans

Da war sie wieder! Auf ihrer Schulter die verknoteten Enden eines weißen Tuchs, es fiel ihr bis übers Knie, die andre Schulter nackt, die Arme nackt bis auf Dutzende dünner Messingreife, einer am andern, vom Handgelenk fast bis hoch zum Ellenbogen. Überaus nackt und glänzend der glattrasierte Schädel, ein paar Kreise aus raspelkurz gestutztem Haar als Verzierung da und dort. Anstelle des Ohrläppchens ein großer, leerer Reif aus Haut und Knorpel. Wie gerahmt darin die Halssehne. Das alles von der späten Nachmittagssonne so überdeutlich ausgeleuchtet, daß er's nie würde vergessen können, dessen war sich Trattner sogleich gewiß. Wie sie ihm das Gesicht zuwandte, kam auch ihr andres Ohr zum Vorschein, und mit dieser Drehung des Kopfes verwandelte sie sich von der Fremden, die ein paar Meter entfernt vor einer der Baracken stand, verwandelte sich in die Frau, bei deren Anblick ihm heut schon mal das Herz ausgesetzt hatte.

Das andre Ohr war zur Hälfte abgerissen, sie war es.

Unwillkürlich war er stehengeblieben, gebannt wie vor Stunden schon einmal, nur war jetzt kein Weraxa an seiner Seite, der ihn hätte anstoßen, auslachen, davonführen können. Und Kokordi war schon mit Bargudu weitergegangen, weil sie beide Durst hatten und ihm eine weitere Kneipe zeigen wollten.

Da war sie wieder. Trattner hatte sie am Morgen gesehen, kurz nachdem die Männer das Blut aus dem Hals eines Rindes getrunken hatten. Erst hatten sich ein paar Jungen Gesicht und Hände mit Asche eingerieben, die eifrigsten mit Kuhfladen. Immer mal wieder stiegen sie auf die Rücken der Tiere, sahen sich um und um und um, als suchten sie das Dickicht nach Gefahren ab, sprangen wieder herunter. Der kleinste hatte die Aufgabe, die Wachhunde zu verscheuchen. Dann spülten sie ihre Plastikbehältnisse mit Rinderurin, um sie vor dem Melken zu reinigen, meist Mineralwasserflaschen, die sie knapp unterm Verschuß aufgeschnitten hatten. Um Trattner kümmerte sich keiner, er hatte Muße, die verschieden geschmückten Tiere zu betrachten. Manchen hatte man die Hörner zusammengebunden, damit die Spitzen nach innen wuchsen, alle hatten sie verschieden breite Kerben in den Ohren, Markierungen ihrer Besitzer. Bei einem der Rinder waren beide Ohren durchgehend gezackt, man hatte seinen Kopf mit farbigen Bändern geschmückt und mit den Hauern eines Warzenschweins: das Lieblingstier des Besitzers, Bargudus Augen hingen an ihm mit Wohlgefallen.

Nach dem Melken befreite man die Kälber aus ihrem Gehege und ließ sie in den Kraal zu den Muttertieren. Laut schnalzten die Jungen mit den Zungen und erzeugten so verschiedene Töne, mit denen sie Rind um Rind herbeiriefen, beruhigten, wegschickten; auf diese Weise suchten sie eines aus, von dem sie heute trinken wollten. Milch war auch für kleine Kinder, Frauen und Alte, Blut nur für Männer und Jungen – indem sie's tranken, waren auch die Jungen fast schon Männer. Zu dritt hielten sie schließlich eine Kuh

fest und banden ihr die Halsschlagader mit einem Seil ab. Einer packte die Kuh an Ohr und Unterkiefer, ein zweiter an Schwanzansatz und Hinterbein, der dritte am Rückenhöcker, mit der andern Hand bedeckte er das Auge des Tieres, das auf den Schützen gerichtet war. Dieser, ein Mann und ebenfalls nackt – um die Hüften lief ihm locker eine Schnur –, kniete sich etwa zwei Meter entfernt hin, schoß einen Pfeil gerade so fest ab, daß die Halsschlagader angeritzt wurde und das Blut hervorsprang. Der kleinste Junge fing den Strahl in einer Schale auf. Es hörte sich an wie das muntere Sprudeln eines Bächleins. Als die Schale randvoll war, wurde das Seil, mit dem die Ader des Rindes abgebunden war, kurz über die Wunde gelegt, es genügte, um sie zu verschließen. Ein Mann reichte Trattner die Schale, als Gast hätte er die Ehre gehabt, den ersten Schluck zu nehmen. Trattner übergab sie sofort an Weraxa, der an seiner Statt trank, erstaunlich lange. Dann wanderte die Schale von Mann zu Mann, von Junge zu Junge. Den letzten Rest bekamen die Hunde, nachdem einer seine Ferse in einen frischen Kuhfladen geschlagen hatte, um einen Napf für das Blut zu formen.

Die ganze Zeit über war Bargudu am Eingang des Geheges gestanden und hatte alles mit kritischem Blick überwacht. Nun forderte er die Jungen auf, ein Lied zu singen. Sie taten's und klatschten dazu den Rhythmus, es klang lustlos. Doch es mußte sein, als Dorfältester trug Bargudu dafür Sorge, daß Trattner all das zu sehen bekam, was Weraxa bei ihm bezahlt hatte. Trattner war einer der wenigen, die's bis Surma Kibish geschafft hatten; die meisten scheuten den weiten Weg und beschränkten ihre Neugier auf Völker, die auf der

andern Seite des Omo lebten, nach ein paar Stunden fuhren sie weiter. Dieser hier war offensichtlich kein Tourist, er war mit seinen zwei Begleitern auf eigne Faust gekommen. Einen Kilometer flußaufwärts hatten sie ihre Zelte aufgeschlagen, gleich hinter der Bananenplantage, direkt am Ufer des Kibish, und man tat bestimmt gut daran, sie im Auge zu behalten.

So jedenfalls versuchte sich Trattner, Bargudus Verhalten zu erklären und seine Gegenwart erträglicher zu machen. Er hatte ihn von Anfang an nicht gemocht. Aus seinen Worten wurde man nicht schlau und aus seinem starren Blick erst recht nicht. Am liebsten hätte Trattner auch noch dafür bezahlt, daß Bargudu einfach verschwand, aber im Gegenteil, er war auf seinen Schutz angewiesen und auf sein Wohlwollen.

Mittlerweile folgten sie dem Trampelpfad zu einem der drei Dörfer, die rund um Surma Kibish lagen, Kokordi vorne weg, Trattner, wie es seine Art war, als letzter. Surma Kibish selbst war nichts weiter als eine Ansammlung von ein paar Dutzend Bretterbuden. Hier hatte sich niedergelassen, wer mit den Suri Geschäfte machen wollte; angesichts dessen, daß rundum nur Wildnis war, konnte es vielleicht als Handlungstation gelten. Am Rand der Siedlung war von der Regierung eine Schule errichtet worden, in die keine Schüler gingen, weil man die Kinder auf dem Feld oder bei der Herde brauchte; in ihrer Nähe eine kleine äthiopisch-orthodoxe Kirche, in der sich abends all die zum Singen trafen, die mit den Göttern der Suri gebrochen und die Traditionen verraten hatten. So jedenfalls hatte Weraxa das genannt. Wenige Kilometer entfernt verlief die Grenze zum Südsudan, aus dem die Flüchtlinge und die Schmuggler kamen. Sie brachten Waffen, die

nach Beendigung des Bürgerkriegs nicht mehr gebraucht und hier umso dringlicher erwartet wurden, auf daß man nach alter Väter Sitte Rinder rauben, Dörfer plündern oder Blutrache ausüben konnte.

Bald hatten sich die Baumkronen gelichtet und gaben den Blick frei auf einen blassen Himmel. Der Pfad führte durch Gebüsch, vorbei an den ersten Rundhütten, davor wurde gerade gefrühstückt. Überall sprangen Kinder auf und liefen Trattner nach, bis sie von Weraxa oder Mulugeta verscheucht wurden. So abrupt das Dorf vor ihnen aufgetaucht war, so schnell lag es auch schon wieder hinter ihnen, und der Kibish war zu durchschreiten. „Watch, watch, watch carefully!“, warnte Kokordi, fragte dann aber gar nicht erst und trug Trattner huckepack durchs Wasser. Er versank bis zur Hüfte und schwankte kein bißchen. Am andern Ufer ging der Pfad durch mannshoch stehendes Gras sanft hügelan. Wenn sich Trattner umdrehte, blickte er weit über die Savanne, deren Büsche und Baumkronen sich aus dieser Perspektive zu einem grünen Teppich zusammenfanden, der alles andre darunter verbarg: das Suri-Land, geschützt vom Kranz der Berge wie die einzelnen Rundhütten durch ihre Einfriedungen aus Dornengestrüpp. Ganz unvermutet war das nächste Dorf erreicht. Gestern abend hatte Trattner schon einiges von Kokordi über die Suri erfahren und über das, was er heute zu sehen bekommen würde. Dennoch erschrak er regelrecht, als sich der Dorfplatz plötzlich vor ihm auftat. Er wurde erwartet.

Er wurde in völliger Stille vieldutzendfach erwartet, ausschließlich von Frauen und Kindern. Fast alle hatten sich geschminkt und geschmückt. Auch Bargudus zweite Frau war

darunter, vielleicht dreißig Jahre alt, sie hatte bereits rotgeäderte Augäpfel, wie man sie vom regelmäßigen Qat-Kauen bekam, und deutlich hellere Haut als alle andern. Ihr Lippen-teller war unglaublich groß, die meiste Zeit hielt sie mit dem Zeigefinger von unten dagegen, als einzige der Frauen trug sie Sandalen. Ihren Mann überragte sie um Haupteslänge, neben ihr wirkte er in seinen roten Adidas-Shorts und dem olivgrünen Sakko samt Phantasieorden auf eine lächerliche Weise traurig, auf eine traurige Weise lächerlich. Sie hingegen, eine Art Second Lady von Surma Kibish, hatte sich einen dicken Kranz an Ketten um den Hals gelegt, Ketten aus grünen, orangen, weißen Plastikperlen, deren die andern Frauen allenfalls eine oder zwei trugen, nicht wenige auch nur eine bloße Schnur. Jeden der Gäste begrüßte sie mit Handschlag, sie drückte so fest zu, daß Trattner erschrak. Dann ließ sie nicht etwa los, sondern drückte ein weiteres Mal zu, ein drittes Mal. Feierlich schritt sie von Trattner zu Weraxa und von Weraxa zu Mulugeta, schwang dabei mit dem Kopf leicht nach links, nach rechts, die Lippenplatte klatschte bei jedem Schritt auf den Hals, das Antilopenkleid knarzte, der Klang des Reichtums.

Dann kam Bargudus Tochter an die Reihe. Sie war das einzige Kind aus seiner Ehe mit der Hauptfrau, und so trat sie auch auf. Immer wieder strich sie sich über Brüste, Beine, Hüften, zwischendurch bohrte sie zwischen den Zähnen, Bargudus Augen hingen an ihr mit Wohlgefallen. Unvermittelt bot sie Trattner an, ihm den Kopf zu lausen, vielleicht sollte's auch nur ein Scherz sein. Als er nicht auf sie reagierte, widmete sie sich Weraxa. Schon bald durfte der die verschiedenen Ziernarben an ihrem Körper mit der Fingerspitze nachfahren.



Ein paar wenige Männer, gehüllt in blauschwarz gemusterte Plastikdecken, wie man sie allorts in Surma Kibish sah, hielten sich abseits, als gehörten sie nicht dazu. Ohnehin würden sie nach verbrachter Nacht bei ihren Familien jetzt wieder in die Savanne und zu den andern gehen, um die Wasserstellen gegen die Herden der Feinde zu verteidigen. Einige hatten die Mündungen ihrer Kalaschnikows mit bunten Bändern geschmückt, jeder hielt seinen Kampfstock in der Hand: senkrecht neben dem Körper auf der Erde abgestellt oder geschultert wie eine Lanze.

Niemand interessierte sich für Weraxa oder Mulugeta, die aus dem Norden kamen wie die Händler und genauso aussahen, aller Augen waren auf Trattner gerichtet. Bargudu sprach ein paar Worte zu den Dorfbewohnern, wahrscheinlich erinnerte er sie daran, seinen Gast nicht um Geld anzubetteln, wenn der sie jetzt gleich photographieren würde, weil auch dafür schon bezahlt war. Er sprach erstaunlich leise, und als er aufgehört hatte, schwiegen alle auf dieselbe erwartungsvolle Weise weiter, in der sie Trattner entgegengeschwiegen hatten. Sie regten sich nicht, ein Tableau vivant, sie waren da.



Oh, sie waren da. Vor allem Kinder, unglaublich viele Kinder, die Gesichter – bei etlichen auch die Oberkörper – in Ocker, Weiß und einem blassen Braunrot so bemalt, daß sie aufgrund ihrer Streifen und Sprenkel an Hyänen gemahnten. Obwohl es Kinder waren, ging etwas Bedrohliches von ihnen aus, sie hatten sich in Tiere verwandelt, in rätselhafte, gefährliche Tiere.

Einige der größeren Jungen hatten auf Gliedern und Brustkorb die entsprechenden Knochen mit weißer Farbe aufgemalt, sie hatten sich in Tote verwandelt, in unheimliche, gewiß böse Tote. Wenn sie doch wenigstens gelärmt und gelacht hätten! Aber im Gegenteil, sie lauerten. Auf dem ganzen Dorfplatz herrschte eine angespannte Stille, selbst Mulugeta, der sonst immer eine unpassende Bemerkung beisteuerte oder wenigstens den Schrei einer Katze, den Schrei eines Raubvogels, nestelte verlegen an seinem Kopftuch und zog an seinen Rasta-Zöpfchen.

Die ersten, die sich immerhin wieder bewegten, waren die alten Frauen. Mit Brüsten, die ihnen als bloße Hautzipfel bis zum Bauchnabel herabhingen, hockten, lagerten und lümmelten sie am Rand des Tableaus. Jetzt begann eine von ihnen, einem Baby den Kopf so penibel mit einer Rasierklinge zu scheren, bis er wie blankgescheuert blitzte, die Rasierklinge hielt sie dabei locker zwischen Daumen und Zeigefinger. Andere rauchten aus wasserpfeifenartig anmutenden Kalebassen oder schmierten ihre herabhängenden Unterlippenwülste mit Vaseline ein. Gelangweilt zogen sie die Lippenwülste in die Länge und immer weiter in die Länge, bis sie so straff gespannt waren, daß Trattner fest damit rechnete, sie würden im nächsten Moment zerreißen.

Zum Zerreißen gespannt war er selber. Erst jetzt bemerkte er die jungen Frauen, die sich hinter der Kinderschar gruppiert hatten, die Gesichter auf gleiche Weise bemalt wie die der Kinder. Das Hyänenhafte changierte bei ihnen ins Leopardige, schwarze Tupfen auf weißem oder gelbem Grund, weiße Tupfen auf brauner Haut. Die meisten trugen ihre Ohrteller und einige auch Lippenteller. Nur die jüngsten hatten

unversehrte Lippen, man sah, wie voll sie waren, wenn man sie nicht der Tradition opferte, vom selben Tiefschwarzbraun wie ihre Haut. Oh, auch die Frauen hatten sich auf beklemmende Weise in Tiere verwandelt, auch von ihnen ging etwas Bedrohliches aus. Gleichzeitig jedoch auch ein Zauber, für den Trattner keine Worte hatte, etwas, das auf eine schreckliche Weise schön war und auf eine schöne Weise schrecklich.

Die jungen Frauen begannen nun ebenfalls, sich zu bewegen, einige schminkten sich mit Hilfe kleiner Taschenspiegel nach. Fast alle hatten sie ihre Unterschenkel und -arme mit Aluminium- oder Messingringen bekleidet, ausnahmslos alle trugen sie ihre Schädel nackt bis auf verschiedene Ornamente aus Haarstoppeln, selbst die Augenbrauen waren abrasiert und die Wimpern ausgerissen. Eine hatte ein Blumengesteck auf dem Kopf; eine andere, die reichlich Ziernarben zwischen den Brüsten und auf dem Bauch präsentierte, einen Zweig mit kleinen Blättern und großen bananenartigen Früchten, deren eine ihr wie eine Tolle in die Stirn hing; die dritte eine Haube aus Kronkorken, an einer Schnur aufgefädelt, die sie später an Trattner verkaufen wollte; die vierte Dutzende an blitzenden Metallrollen, die wie eine Perücke aus Lockenwicklern und, zusammen mit ihrem riesigen hölzernen Lippenteller und dem weißen Umhang, dem völlig weiß geschminkten Gesicht, besonders unheimlich wirkten. Trattner glaubte zu beobachten, daß alle einen gewissen Abstand zu ihr hielten, vielleicht war sie eine Schamanin.

Am Rand der letzten Reihe stand eine Frau, die ihn unverwandt anblickte, das Gesicht von weißer Farbe bemalt, mit schwarzen Tupfen darin wie das der Frau daneben. Die

Partien um die Augen hatte sie sich mit Ocker bestrichen, das wie ein Rahmen um ihre dunklen Augenhöhlen lag. Auf diese Weise wirkte zwar auch sie fremd und gefährlich, doch das tierhaft Bedrohliche war eher Dekoration und unterstrich die Gleichmäßigkeit ihrer Gesichtszüge, statt sie zu verzerren und zu verräteln. Obwohl sie nicht mehr zu den ganz jungen Frauen gehörte – sie mochte Ende zwanzig sein –, hatte sie unversehrte Lippen, allein das machte sie schon zu etwas Besonderem. Als sie den Kopf kurz zu ihrer Nachbarin wandte, sah er, daß die Hälfte ihres Ohrs abgerissen war. Dort, wo bei den andern Frauen ein Reif aus Haut und Knorpel den Ohrteller umfaßte, hing ihr vom hintersten Rand der Ohrmuschel ein dünner Rest des Ohrläppchens herab. Trattner konnte den Blick nicht von ihr wenden, schließlich ließ ihm Bargudu durch Kokordi ausrichten, er solle sich endlich unter all die begeben, die sich immerhin seinetwegen so herausgeputzt hätten. Weil Trattner nicht verstand oder verstehen wollte, zog ihn Kokordi an der Hand zu den Kindern, die ihn auch gleich in ihre Mitte nahmen. Weraxa hob sein Handy, „Cheese, Joe“, doch da ließ Mulugeta sein dunkles Grollen hören, mit dem er in den Bergen schon riesige Paviane in die Flucht geschlagen hatte. Er sprang, weiterhin grollend, auf die Kinder zu, die kreischend auseinanderfuhren. Gleich kam freilich ein Junge zurück, mit weichen, gedehnten Bewegungen ging er geduckt auf Mulugeta zu wie ein kleines Raubtier, fauchte mutig gegen ihn an, und Mulugeta brach in sein großes Gelächter aus. Der Bann war gebrochen.

Da's nun ernst wurde mit dem Gruppenphoto, setzte sich Trattner die Sonnenbrille auf, so fiel es ihm leichter. Sofort



wollten ein paar Jungen die Brille haben; im Getümmel wäre er fast umgerissen worden. Einer der Jungen –, er hatte sich Gesicht und Körper komplett weiß bestrichen – zerrte so zudringlich an ihm, bis ihm Trattner die Brille überließ. Der Junge setzte sie auf, sie war viel zu groß für sein Gesicht, eine weiße Sportbrille mit orangerot verspiegelten Gläsern, die schon oft für Aufsehen gesorgt und Trattner einigen Respekt eingebracht hatte. Der Junge drückte demonstrativ die Brust raus und erstarrte zum Motiv, Weraxa photographierte, Mulugeta keckerte, irgendjemand aus der ganzen Versammlung keckerte zurück.

Schon hatte freilich ein anderer Junge die Brille an sich gerissen und wollte damit photographiert werden. Nun ging die Brille von Junge zu Junge, erst spät trauten sich auch die Mädchen, zupften Trattner vergleichsweise zart von hinten am Hemd. Kaum hatte sich ein Mädchen die Brille aufgesetzt, riß sie der Junge an sich, der sie als erster für sich reklamiert hatte, und es begann eine Balgerei, jeder gegen jeden. Kaum hatte sie jedoch begonnen, machte ihr die Frau mit dem halben Ohr, ausgerechnet sie, auch schon ein Ende. Sie drängte sich an Trattner vorbei und packte den Jungen, der die Brille mit beiden Händen umklammerte und, an die Brust gepreßt, vor ihr und den andern schützte, packte ihn am Nacken und drückte so fest zu, daß er sich vor Schmerz krümmte. Nein, sie schimpfte nicht mit ihm, drückte nur zu, und der Junge, er schrie auch nicht auf, stöhnte nicht mal, bleckte nur die Zähne in seiner Pein und krümmte sich noch tiefer. Stumm wichen die andern Kinder zurück, das Spiel war auch für sie beendet.

Wie kann sie eine solche Kraft haben, dachte Trattner, und sie auch an dem Kleinen auslassen! Sie drehte seinen

Kopf in ihre Richtung und blickte ihn einfach nur an. Der Kleine gab die Brille frei, die Frau – noch immer hielt sie ihn mit der Rechten fest im Griff – reichte sie an Trattner weiter. Der Anflug eines Lächelns huschte ihr übers Gesicht, eine wortlose Entschuldigung. Doch als das Lächeln verfliegen war, blickte sie ihn immer noch an. Und sein Herz blieb stehen.



Da war sie also wieder! Und mit diesem Blick, mit dem sie alles so unglaublich festhielt wie mit ihrer Hand. Einen Trattner allemal, der bis vor wenigen Jahren noch notorisch männlich gewesen war, selbst in Aksum und in Addis nichts hatte anbrennen lassen, jedenfalls bis die Sache mit Lena passiert war. Da war sie wieder, die Frau mit dem Ohr, und nun, da sie die Farben des Morgens ab- und ein weißes Tuch umgelegt hatte, leuchtete alles an ihr in Dunkelbraun. Auch sie hatte ihn erblickt und lächelte ihm zu. Keineswegs flüchtig, ihr ganzes Gesicht strahlte. Als es nichts mehr zu lächeln gab, hielt sie den Blick weiterhin auf Trattner gerichtet, sah ihn so ernst und fest an wie vor wenigen Stunden schon mal, und jetzt – erst jetzt – stand ihm das Herz erneut still. Wie sie sich von der Bretterwand löste und tatsächlich, barfüßig leicht und in ihrem weiten Kittel fast zart, tatsächlich auf ihn zukam, begann sein Herz wieder zu schlagen, schnell und hart bis hinauf in den Hals und die Schläfen.

Je näher sie kam, desto kleiner wurde sie und schließlich, wäre sie nicht so sehnig gewesen, fast zierlich. Dann stand sie vor ihm, ihre großen Zehen ragten leicht nach innen, wie bei

allen Suri, aber nur leicht, es konnte als eine besondere Spielart der Anmut durchgehen. Nicht mal „Tscharli“ sagte sie, was auf Suri „Willkommen“ hieß, soviel hatte Trattner schon beigebracht bekommen, sie sah ihn nur an. Dann legte sie ihm, noch immer wortlos, den Arm um die Hüften, zog ihn mit festem Griff an ihre Seite und ging los.

Oh ja, sie ging los, ging den Weg einfach weiter, den er ihretwegen unterbrochen, ging mit ihm durch dieses späte Licht des Tages und schräg über den breiten Erdstreifen, der die Hauptstraße von Surma Kibish war – weiter oben, wo Markt abgehalten und Handykarten verkauft wurden, voller Menschen, hier bereits von Gras bewachsen, von Bäumen gesäumt, dann wieder von weiteren Hütten mit Wellblechdächern. Direkt dahinter schon die Savanne, hügelan, hügelab, irgendwo dazwischen verborgen vielleicht ein weiteres Dorf, einen Tagesmarsch entfernt oder zwei, und das alles eingefaßt vom Panorama der Berge, überragt vom staubgrauen Himmel.

All das, was Trattner bis eben noch mit rastloser Aufmerksamkeit beäugt hatte, nahm er kaum mehr wahr. Berge, Büsche, Bäume, Baracken waren zur bloßen Kulisse zusammengeschnürt; was er bis vor wenigen Augenblicken noch als bedrohlich empfunden, wollte ihm jetzt geradezu malerisch erscheinen. Die Frau an seiner Seite ging mit ihm schräg über die Hauptstraße, zielstrebig führte sie ihn dorthin, wo sich Bargudu und Kokordi gerade anschickten, in einer etwas größeren Baracke zu verschwinden. Und immer hielt sie ihn dabei so entschieden im Arm, als wäre sie seit je seine Begleiterin, ja Gefährtin, sie ging mit ihm vorbei am Laden, vor dem

sie gerade noch gestanden hatte, im Eingang ein Stapel bunter chinesischer Plastikschüsseln, ging vorbei an einem weiteren Laden, davor ein paar Säcke Reis und ein Haufen Macheten. Trattner wagte es nicht, seinerseits den Arm um sie zu legen, nicht mal um ihre Schulter, vielleicht stimmte ja irgendwas nicht mit ihr. Eine Frau kam ihnen entgegen, ihr Baby auf dem Rücken, sie zog eine ihrer Brüste hoch bis zur Schulter, so daß sie ihr Kind im Gehen säugen konnte. Ein alter Mann blieb stehen und streckte Trattner die Hand entgegen, um ihn willkommen zu heißen und dabei um ein paar Birr anzuschmorren. Aber wie hätte ihm Trattner die Hand reichen, wie hätte er überhaupt stehenbleiben können? Ein weiterer Laden, diesmal auf der andern Straßenseite (Hemden, verschiedene Kekssorten, Plastiktütchen mit Gewürzen), und noch immer hielt sie ihn mit festem Griff an ihrer Seite, als wären sie ein Paar, freilich eines, wie es sie allenfalls in Addis gab und auch dort nur rund um die Uni, noch nie hatte Trattner in diesem Land ein Paar gesehen, das Arm in Arm auf der Straße ging. Und bei den Suri, wo Frauen und Männer weitgehend getrennt lebten, schon gar nicht.

Auch Kokordi hatte ein solches Paar noch nicht gesehen. Als er sich vor der Kneipe nach Trattner umwandte, rief er der Frau sogleich etwas zu, das nicht freundlich klang. Trattner spürte, wie ihr Griff nur noch entschlossener wurde. Schon rannte ihr Kokordi entgegen, permanent schimpfend, Trattner nahm er gar nicht mehr wahr. Kaum daß er die Frau erreicht hatte, riß er sie von Trattner weg, stieß sie mit beiden Händen von ihm fort, permanent schimpfend und so laut, daß sich die Passanten nach ihnen umdrehten, einige blieben stehen.

Schon wieder war Trattner wie gelähmt, er konnte nicht mal die Hand heben und machte keinen Mucks.

Die Frau sei betrunken gewesen, erklärte Kokordi, als er sie so weit weggeschubst hatte, etwa bis zur Mitte der Hauptstraße, daß sie keine Anstalten mehr machte, zu Trattner zurückzukommen. Bargudu dulde es nicht, daß seine Gäste belästigt würden.

Schon klar, dachte Trattner, schon klar. Kokordi tat nur seine Pflicht, er war ihm von Bargudu nicht bloß als Übersetzer, sondern auch als Beschützer zugewiesen worden und als Aufpasser. Aber, dachte Trattner, aber.

Widerstrebend folgte er ihm, alle paar Schritte blieb er stehen und sah sich um. Die Passanten waren weitergegangen, die Frau stand reglos in der Mitte der Straße und blickte ihm nach. Weraxa hatte ihm eingeschärft, daß ein Besuch bei den Suri nur möglich sei, wenn er sich an die Gesetze halte, und daß die Gesetze immer das waren, was Bargudu gerade von ihm erwarte. Bevor er die Kneipe betrat, blickte er sich noch einmal um, sah, wie die Frau, barfußig leicht und wiegenden Schrittes, auf der gegenüberliegenden Straßenseite unter einem Dach verschwand, das zwei Baracken miteinander verband. Sie ging so zielstrebig, als habe sie die Sache schon vergessen und den Heimweg angetreten.

„War’s das?“ sagte Trattner halblaut vor sich hin, und als ihn Kokordi fragend anblickte, übersetzte er für ihn: „What’s her name?“

„Nasedi“, sagte Kokordi, noch immer voll Abscheu, „but here everybody calls her Natu.“





Die Kneipe sah von innen aus wie die, die sie zuerst besucht hatten, und war genauso voll. Ein fensterloser Verschlag, der sich überraschend tief nach hinten ins Dämmerdunkle verlor, ganz am Ende eine Türöffnung, die zurück ins Helle führte. Rund um eine Plastiktonne saßen die Gäste auch hier dichtgedrängt auf dem Boden, durch die Bretterritzen fiel noch genug Licht, um zu erkennen, daß sie schon alle betrunken waren. Entsprechend laut wurden sie, als sie Trattners gewahr wurden, streckten ihm ihre Hände entgegen, die er der Reihe nach schütteln mußte. Einer teilte ihm mit der Schöpfkelle auch gleich einen tüchtigen Schluck Hirsebier zu, den er, wie jeder, direkt aus der Kelle nehmen mußte. Aufmerksam beobachteten sie, ob er den dickflüssig trüben Willkommenstrunk auch hinunterschluckte. Kokordi nahm ihn bei der Hand und zog ihn ans andre Ende der Kneipe, da gebe's eine Terrasse, da sei's schöner. Jetzt war Trattner dankbar, daß ihm Kokordi den Weg vorgab, in der Tiefe des Raums nahm er die Gäste nurmehr schemenhaft wahr, die sich auf dem Boden drängten, und fand kaum einen freien Fleck, um den nächsten Schritt zu setzen. Nicht einmal einen Tresen schien es zu geben.

Die Terrasse war nichts weiter als eine schmale überdachte Empore, aus groben Brettern gefügt und umfaßt mit dünnen Holzstangen, die man als Brüstung zwischen den Dachpfosten angebracht hatte. Überall an Zaun und Pfosten lehnten Gewehre, büschelweise auch Kampfstöcke, jeder über zwei Meter lang und aus dem gleichen hellen Holz geschnitzt, gerade so dick, daß man ihn fest mit der Hand umfassen konnte. Der Zaun hatte eine Lücke, sie diente als Zugang vom Weg, der parallel zur Hauptstraße verlief. Hatte diese schon

fast ausgestorben gewirkt, war's hier noch überraschend belebt, Frauen schleppten pralle Beutel, Körbe, Säcke, dazu meist auch einen Säugling auf dem Rücken. Sie hatten es eilig und hielten den Blick fest geradeaus gerichtet.

Auf der andern Seite des Wegs begann der Busch, für einen wie Trattner eine undurchdringlich grüne Wand, vereinzelt von Baumkronen überragt. Die Gäste, ausschließlich Männer, saßen ebenso gedrängt wie im Innenraum, allerdings auf schmalen Brettern, die als Sitzbänke dienten, Tische gab's keine. Einige der Gäste hielten ihren Stock selbst hier noch in der Hand oder hatten ihn schräg an ihre Schulter gelegt. Direkt neben der Empore lagerten Frauen grüppchenweise auf der nackten Erde. Sie waren keinen Deut weniger betrunken als die Männer.

Am Rand der Terrasse, vor der Sitzbank direkt am Weg, die aufgrund der umlaufenden Stangen als einzige eine Lehne hatte, wartete Bargudu. Als er Kokordi und Trattner kommen sah, befahl er den Männern mit einer Handbewegung, auf der Bank Platz zu machen. In dieser Kneipe gab's nicht nur Mais- oder Hirsebier aus dem Trog, sondern auch Flaschenbier; mit der nächsten Handbewegung schickte er Kokordi zurück ins Dunkel des Schankraums, Flaschen beizubringen. Fast gleichzeitig griff er sich Trattner und zog ihn zu seinem Platz; während er sich neben ihm niederließ, hielt er ihn weiterhin fest.

Nun saßen sie, Hand in Hand, mit dem Rücken zum Weg, mit dem Blick auf alle, die sich hier eingefunden hatten – so farbenfroh sich Frauen und Kinder am Vormittag präsentiert hatten, so unspektakulär wirkten jetzt die Männer. Alle trugen sie kurze Hosen und über der linken Schulter die übliche

blaue Plastikdecke mit dem Muster aus schwarzen Linien, die rechte Schulter nackt. Im Grunde unterschieden sie sich nur durch die verschiedenen Haarornamente, mit denen ihre ansonsten glattgeschornen Schädel geschmückt waren; ein einziger trug ein rundes Hütchen und golden blitzende Ohringe. Alle staunten sie den Fremden unverhohlen an. Weil jedoch Bargudu neben ihm saß, sprach ihn keiner an, Trattner konnte ihre Blicke ebenso unverhohlen erwidern. Je länger er's tat, desto angenehmer, ja fast beruhigend wollte ihn das ganze Arrangement anmuten: Männer, in blaue Decken gehüllt, auf schmalen Sitzbänken nebeneinander aufgereiht, untermalt von einem gleichmäßigen Gemurmel. Und hinter all dem, in der Türöffnung, jetzt wieder Kokordi, in seinem Muskelshirt mit den giftgelbgrünen Bündchen an Hals- und Armausschnitten fast selbst wie ein Fremder.

Er sei eingeladen, ließ Bargudu wissen. Trattner tat so, als sei er darüber hochofren. Es war Bedele Beer und warm, auf dem Etikett schwarzweiß ein meerkatzenartiges Äffchen, es hockte auf einem grünen Ast, und auf dem Kronkorken saß noch eines. Kokordi ließ die Kronkorken einfach zu Boden fallen, Trattner hob schnell einen auf und steckte ihn ein.

Bevor sie alle drei mit den Bierflaschen anstießen, mußte er die Hand des Mannes schütteln, der ihm gegenüber saß, und dann auch einen Zug aus der Flasche wollte, es war der Bogenschütze von heut morgen. Anschließend war er es, der Trattners Hand festhielt. Über den Vorfall auf der Hauptstraße war Bargudu bereits im Bilde und ließ wissen, die Frau sei betrunken gewesen, jeder kenne sie, leider sei sie viel zu oft betrunken, um nicht zu sagen: ständig.

Das war sie gewiß nicht, dachte Trattner, fragte aber lieber, ob alle, die er hier vor sich sehe, etwa nicht betrunken wären.

Das seien schließlich Männer, erklärte Bargudu, die Frauen parterre schienen nicht zu zählen. Und dann redete er so lange, daß Trattner gar nichts andres übrigblieb, als ihn zum wiederholten Mal zu mustern – das Wasserbein, das überm Knöchel tüchtig angeschwollen war; den dicken kleinen Zeh, der ihm zwischen den orangefarbenen Plastikriemen seiner Sandale seitlich herausgerutscht war, wie hatte er das übersehen können? Eine ganze Weile betrachtete er Bargudus Nägel, die Nagelbetten leuchteten auffallend hellrosa hindurch; die zahlreichen Narben auf seinem zerdellten Schädel; und immer wieder sah er ihm in die Augen, starr blickten sie geradeaus, die Augäpfel fast rot, so lange schon war er dem Qat verfallen.

Trattner wußte, daß Bargudu gar nicht der Dorfälteste war, als der er sich hatte vorstellen lassen, wahrscheinlich weil er's gegenüber Besuchern als passend empfand. In Wirklichkeit war er der Regenmacher, also entschieden wichtiger als jeder Dorfälteste und weit über Surma Kibish hinaus eine große Nummer. Aus dem Gesang und dem Flug der Vögel konnte er die Zukunft lesen, wo andre Sandalen werfen oder die Eingeweide geschlachteter Tiere befragen mußten. Er konnte die Feldfrüchte vor Heuschrecken schützen und sein Volk vor Epidemien, er konnte die Feinde der Suri verfluchen und das Schicksal jedes einzelnen lenken, wie's ihm beliebte – er war Herr über Leben und Tod. Auch wenn Trattner nichts von alldem glaubte, er hatte sich zu hüten.

Dann kratzte sich Kokordi an seiner Schußwunde, die Narbe lief ihm schräg überm Unterarm, und übersetzte, hörte gar nicht mehr damit auf. Trattner hatte von Anfang an den Verdacht gehabt, daß Kokordi nur das von Bargudus Ausführungen vermittelte, was er für richtig hielt, und ansonsten dazugab, was er selber dachte. Vor allem wiederholte er die wichtigen Wörter, nicht selten ganze Sätze, Trattner hörte bald nicht mehr richtig zu und beobachtete stattdessen die Gäste. Die meisten saßen nur da und taten nichts, immer mal wieder stand einer auf, um sich seine aufgeschnittne Plastikflasche im Schankraum neu befüllen zu lassen, und Kokordi redete noch immer:

„... unser Leben ist gut und schlecht. Bevor solche wie du hierher kamen, hatten wir kein Geld. Geld ist gut, wenn der Magen leer ist, aber es ist gleichzeitig auch schlecht. Mit Geld kaufen die Menschen Alkohol. Er ist gut, wenn deine Frauen, sagen wir, ein Fest machen wollen, sobald sie das Haus gebaut haben. Aber er ist schlecht, weil sie auch an allen anderen Tagen trinken, und dann gehorchen sie nicht mehr und wollen mit fremden Männern schlafen ... Unser Land ist gut, aber es ist auch schlecht, weil die Sonne immer heißer wird, weil unsre Frauen viel, viel, viel in ihre Felder hineinstecken und immer weniger, weniger, weniger herausziehen ... und weil die Quellen versiegen und unsre Herden immer weiter, weiter, weiter wandern müssen. Einige unsrer Männer sind nach Maji gegangen oder nach Jinka oder noch weiter, in eure Städte, aus denen sie nicht mehr zurückkommen, das ist schlecht ... das ist sehr schlecht ... das ist ...“

Und da war sie wieder.

Die Frau mit dem Ohr, die jeder Natu nannte. Sie stand in der Türöffnung, nach wie vor in ihrem weißen Tuch, über der Schulter geschürzt, zusätzlich jedoch mit einem Krug, den sie auf dem Kopf balancierte. Im Krug, als wär's eine schlanke Amphore, einige Getreideähren.

Allenfalls eine Sekunde stand sie dort, von den Türpfosten gerahmt. Es reichte, daß sich das Bild tief in Trattner einbrannte.

Und dann kam sie, nein, schritt sie zwischen den Bänken hindurch, die Ähren im Krug wippten wie kostbare Pfauenfedern, und kam auf, aber ja, schritt direkt auf ihn zu.



Die Frau mit dem Ohr, die Frau mit dem Krug. Bevor sie Trattner freilich erreichen konnte, sprang Kokordi auf und vertrat ihr, nun mit offener Wut, den Weg, und weil er sie auch gleich wieder mit beiden Händen zu packen suchte, griff Natu schnell nach einem der Henkel und stemmte sich ihm, den Krug weiterhin auf dem Kopf, mit dem andern Arm entgegen. Als die beiden kurz voneinander abließen, stand Bargudu auf und richtete leise, sehr leise, einige Worte an sie, es klang eher wie eine Bitte als ein Befehl. Weil sie sich noch immer nicht zum Gehen entschließen wollte, wiederholte er seine Worte, nun eher als Befehl denn als Bitte. Wie Kokordi erneut auf Natu losgehen wollte, hielt er ihn zunächst ab, trat dann aber plötzlich selber an sie heran, die gerade zu einer Rechtfertigung anhub, jedenfalls klang's für Trattner so, trat an sie heran, riß ihr den Krug aus der Hand und vom Kopf und warf ihn,

mit bloßem Schlenkern des Handgelenks und ohne den Blick von Natu zu wenden, zur Seite. Der Krug flog knapp über die Balustrade, traf just zwischen zwei der Frauengruppen auf, die dort lagerten, und zerbrach.

Da war's an Natu, die Stimme zu erheben. Während Bargudu zurück zu seinem Platz ging, während er gegenüber Trattner signalisierte, die Sache sei erledigt, und Natu nicht mal mehr ansah, erhob sie öffentlich Anklage. Erst sprach sie zu den Frauen, dann zu den Männern. Immer neue Scherben las sie dabei vom Boden, bis sie beide Hände voll hatte. Sie präsentierte sie in alle Richtungen, schließlich machte sie Anstalten, sie an Bargudu zu übergeben. Zwei der Frauen, die bislang schweigend zugehört hatten, erhoben sich, um sie daran zu hindern. Doch da schnellte auch wieder Kokordi hoch und entriß Natu ihren Armen, drängte sie durch die Türöffnung zurück in den Schankraum und gewiß durch den gesamten Schankraum und zur andern Tür hinaus.

Als er zurückkam, wollte er mit Trattner anstoßen und kein weiteres Wort darüber verlieren. Bargudu ließ wissen, daß sie jetzt Freunde seien und er deshalb eine weitere Runde ausbebe. Sowie sich Kokordi aufgemacht hatte, neue Flaschen zu holen, versuchte Bargudu mit Gesten und Grimassen, eine betrunkene Frau darzustellen, die vielleicht auch verrückt war.

„Sie ist verrückt“, sagte Kokordi, als er die neuen Flaschen verteilt hatte, „und, Joe, jeder hier nennt mich Koko.“

Sie ließen die Flaschen zusammenklirren, Trattner nahm einen tiefen Zug und gleich noch einen. Das vergißt du nie, dachte er, aber er fragte Kokordi nur nach Weraxa und warum

er noch immer nicht wieder aufgetaucht war. Schließlich hatte er nur kurz die morgige Weiterreise regeln und dabei den Polizisten von Surma Kibish in gute Laune versetzen wollen. Ohne gute Laune ging in diesem Land nichts, das hatte Trattner in den vergangenen drei Jahren begriffen, die er in Aksum war; und in den vergangenen drei Wochen erst recht, da sie durchs ganze Land gefahren waren, von einer Straßensperre zur nächsten. Der Dorfpolizist von Surma Kibish war auf willkürlich verhängte Strafen angewiesen, ersatzweise auf Bestechungsgelder, und natürlich würde er in Weraxas Papieren jede Menge vermissen, was nur aufgrund von Zuwendungen übersehen werden konnte. Oder was sonst konnte Weraxa so lange abgehalten haben, er wollte doch gleich nachkommen?

Das wisse er nicht, sagte Kokordi, und auch Bargudu wußte's nicht. Aber daß Natu verrückt war, wußten sie beide und wurden nicht müde, es zu versichern, indem sie die Augen verdrehten. Wenn sie dann lachten, lachte auch der Bogenschütze, der beharrlich sitzengeblieben war. Alle andern lachten nicht und guckten umso genauer zu.

Wenn wenigstens Mulugeta gekommen wäre! Er konnte zwar kein Suri und also nicht wirklich weiterhelfen; aber einen, der ihn verstanden hätte, seinen wachsenden Widerwillen gegen Bargudu und Kokordi, hätte ihn Trattner gern an seiner Seite gehabt. Bereits beim Abendessen hatte er Trattner in seiner unnachahmlich direkten Weise auf Natu angesprochen, „Alles gut, Joe?“, auf deutsch, und das Aufquietschen einer Ratte angefügt, das ins Gehechel eines kleinen Hundes übergang. Keine Frage, er hatte die Szene auf dem Dorfplatz genau verfolgt. Nachdem er sich auf Kosten

Trattners ausgelacht hatte, rutschte ihm das Geständnis heraus, Natu sei auch ihm ins Auge gestochen. Trattner rechnete mindestens mit dem Gebrüll eines brünftigen Löwen, aber, seltsam, Mulugeta lächelte nur – und Weraxa sowieso.

Mulugeta liebte es, Fragen und Antworten in Form von Geräuschen oder Tierstimmen zu formulieren, über die er in ungezählter Zahl verfügte: Schmatzen, Grunzen, Rascheln, Kreischen, oft saugte er einfach nur die Luft zwischen den gespitzten Lippen ein und stieß sie wieder aus, als ob ein Hamster aufgeregt nach Luft schnappe. Abgesehen von seinen diversen Affenschreien, den Vogelstimmen und dem Gefauche der Raubtiere, klangen seine Laute meist so, als würden sie von kleinen nervösen, verängstigten, empörten, hungrigen, betrunkenen, zudringlichen, schläfrigen Tieren erzeugt – vielleicht von einer Maus, einer Zwergantilope, einem Erdhörnchen, dann wieder von einem Kaninchen, oder Stachelschwein, wenn er eine Spur energischer wurde. Mulugeta sagte wenig, umso mehr redete er in Geräuschen. Trattner hatte ihn im Verlauf der letzten Jahre ganz gut zu verstehen gelernt, er sehnte sich danach, sein dunkles Grollen zu hören, das er jetzt sicher hätte vernehmen lassen.

Doch auch er ließ sich nicht blicken, Trattner war in dieser überfüllten Kneipe vollkommen allein. Jetzt fing auch noch jemand hinter seinem Rücken zu lamentieren an. Bargudu versuchte, es zu ignorieren, Trattner brauchte ein paar Sekunden, um's zu begreifen.

Oja, sie war wieder da. Hatte man sie am Haupteingang hinausgeworfen, war sie jetzt zum Hintereingang zurückgekehrt. Und hielt noch immer einige der Scherben in Händen.



Das Gemurmel der Gäste erstarb, alle wollten hören, was Natu erneut vorzubringen hatte, ihre Stimme nicht mehr so fest und so klar, es lag ein feines Zittern darin. Weil Kokordi sich weigerte zu übersetzen, hörte Trattner dem Klang ihrer Sätze ab, welchen Inhalt sie haben mochten – Was habe ich denn getan? Ist es verboten, mit einem Fremden zu sprechen? Mit einem Krug auf dem Kopf eine Kneipe zu betreten? Warum darf Bargudu sowas tun? Und wieso behauptet ihr, ich sei betrunken? Ihr seid betrunken!

Immer wieder präsentierte sie die Scherben, und wenn ihr die Worte versagten, stand sie mit halb erhobnen Händen da und bebte, ihre Wut verwandelte sich zusehends in Verzweiflung, ihre Anklage in Klage. Man hatte sie ungerecht behandelt, dachte Trattner, das war sie vielleicht sogar gewöhnt. Aber diesmal hatte man auch ihr Eigentum zerstört, dafür wollte sie Entschädigung. Wie gern hätte er den zerbrochnen Krug durch einen neuen ersetzt! Sollte er Bargudu um Erlaubnis bitten? Sollte er kurzerhand einen neuen Krug besorgen? Aber wo gab's überhaupt welche? Getöpfert wurde hier von den Frauen selbst, in den Läden konnte man keine Krüge kaufen. Vor allem: Mußte er Natu nicht beistehen, zumindest dadurch, daß er weiterhin ganz offen hinsah und sie nicht Bargudus Willkür überließ? Er war schließlich nicht irgendwer, ohne ihn wäre die ganze Situation ja gar nicht entstanden.

Und sie, die da so beharrlich ihr Recht einklagte, war erst recht nicht irgendwer! Sondern nach wie vor die Frau, die

ihren Arm um ihn gelegt hatte, die mit ihm über die Hauptstraße spaziert war. Wenn sie in die Knie ging, um die Erde zu berühren – und die Fingerspitzen anschließend kurz in den Mund zu führen –, schwor sie gewiß bei all den Göttern, die den Suri heilig waren und die sie jetzt um Gerechtigkeit anflehte.

Doch die Götter wollten sie nicht erhören und Bargudu sowieso nicht. Nicht einmal die Frauen, die ihr Trinkgelage neben der Terrasse abhielten, schienen ihr noch mit voller Aufmerksamkeit zuzuhören, nicht einmal die Frauen, die mit Körben und Kindern des Wegs kamen und an ihr vorbeigingen, ohne innezuhalten. Als Natu Anstalten machte, auf die Terrasse hochzukommen, erhob sich einer der Kneipengäste – Trattner hatte nicht mitbekommen, daß ihn Bargudu etwa dazu aufgefordert hätte –, verstellte ihr den Zutritt und forderte sie auf zu verschwinden. Er trug abgeschnittne Jeans, weiße Plastikschlappen und Kopfhörer in beiden Ohren, die Kabel baumelten ihm, zusammen mit einem silbernen Kreuz, vor der nackten Brust. Als Natu, im Gegenteil, noch näher herantrat und ihre Anklage fortsetzte, zog er sich das Handy aus der Hose und die Kopfhörer aus den Ohren. Nachdem er alles sorgfältig abgelegt hatte, packte er Natu und schubste sie so stark auf den Weg zurück, daß sie stürzte. Im Nu stand sie wieder, dabei fielen ihr die letzten Scherben bis auf eine zu Boden, die schlug er ihr aus der Hand. Dann führte er sie regelrecht ab, den Weg entlang, und als sie sich fast freierangelt hatte, stieß er sie erneut zu Boden und schleifte sie an einem Arm weiter, bis er mit ihr verschwunden war. Noch während Natus Schreie zu hören waren, spendierte Bargudu eine nächste Runde Bier.

Aber natürlich kam sie zurück. Bargudu tat so, als ob er sie gar nicht mehr höre, Kokordi redete auf Trattner ein, und der wußte nun ganz deutlich, daß er Kokordi genausowenig ausstehen konnte wie Bargudu. Auch wenn er hier fremd war und trotz aller Ermahnungen war er drauf und dran einzuschreiten. Aber warum tat er es nicht? Stattdessen nahm er die Bierflasche, die ihm sein Freund Bargudu spendiert hatte, stumm entgegen und reichte sie gleich an den weiter, der heute morgen das Blut aus dem Rinderhals geschossen hatte. Inzwischen wußte er, daß er Badiso hieß und nicht nur ein großer Bogenschütze war, sondern auch ein großer Stockkämpfer und stolz auf seine vielen Narben am ganzen Körper. Jetzt erfuhr er noch, daß er fast taub war und vielleicht gerade deshalb wunderschön singen konnte; wenn er's tat, hörten angeblich sogar die Giraffen in der Ferne zu fressen auf und lauschten ...

Kokordi hatte längst gemerkt, daß der Abend nicht ganz so verlief wie geplant, und weil sich Bargudu in ein dunkles Brüten zurückgezogen hatte, fühlte er sich nicht mehr als Übersetzer gefordert, sondern als der einzige, der die Aufmerksamkeit des fremden Gastes von Natu ablenken konnte. Also Bagiso! Drei Männer hatte er bereits getötet, allesamt Nyangatom, die den Suri als Todfeinde galten. Leider lebten sie fast direkt an der Grenze und konnten sich die besten Gewehre aussuchen, die die Schmuggler brachten. Nur so war's zu erklären, daß sie den Suri sogar den heiligen Berg abgekämpft hatten, auf dem die Ahnen bestattet waren, eine Schande. Wenn alle so wären wie Bagiso, die Suri hätten den Berg längst zurückerobert ... und vor allem, wenn sie endlich



Gewehre hätten, die genauso weit schießen konnten wie die der Nyngatom und genauso schnell ...

Kokordi gab nicht auf. Doch Natu gab auch nicht auf. Nun war's Trattner, der sie mit seinem Blick festhielt. So aufrecht wie möglich stand er an der Balustrade und sah sie unverwandt an, auf diese Weise konnte er wenigstens vor aller Augen zeigen, daß er zu ihr hielt. Da sprang Bargudu unvermittelt auf, eilte zum Ausgang der Terrasse, ergriff gleich mehrere der Stöcke, die dort am Pfosten lehnten und, indem er einen davon mit der Rechten packte, trat mit einem Ausfallschritt auf Natu zu, schon sauste sein Schlag auf sie herab. Sie aber, schneller als ein Gedanke, drehte sich zur Seite und, indem sie geduckt gleich noch auf ihn zusprang, riß ihm einen der Stöcke aus der Linken.

Und dann kämpfte sie mit ihm.



Der Kampf dauerte nur ein paar Sekunden, und Bargudu sah sehr schlecht dabei aus. Natu wehrte nicht nur seine nächste Attacke ab, sie ging zum Angriff über und schlug ihm den Stock entzwei. Bevor sie ihm aber einen Schlag auf den Kopf versetzen konnte, und tatsächlich setzte sie dazu an, war Badiso zur Stelle, der Bogenschütze, einen Moment später auch der Mann, der Natu schon einmal aus dem Blickfeld geräumt hatte, beide mit ihren Stöcken. Und nun sah Trattner, wie brutal ein Stockkampf sein konnte.

Schon heute nachmittag hatte man ihm eine kleine Vorführung geboten. Der Stockkampf der Suri, die Donga,

den ganze Dörfer oder Clans über Tage miteinander austrugen, war bis Addis berühmt und von der Regierung längst verboten. Trattner war enttäuscht gewesen, daß er bei seinem Besuch keine Donga sehen konnte, weil das Fest erst wieder nach der Ernte stattfinden sollte. Bargudu, der in seiner Jugend angeblich ein großer Stockkämpfer gewesen war, Dellen und Narben auf seinem Kopf würden's ja bezeugen, hatte immerhin acht Krieger organisiert, die dem Fremden eine Kostprobe ihrer Kunst zeigen wollten. Schon nach der Mittagspause im Camp, wo er sich mit ihnen am Lagerfeuer gehalten hatte, war Bargudu betrunken. Kichernd scheuchte er seine Krieger auf eine Wiese, weit genug von Surma Kibish entfernt, so daß ihre Darbietung nicht von zufällig Vorbeikommenden beobachtet werden konnte.

Auch die Krieger waren betrunken. Im Camp hatten sie sich mit Asche eingerieben, nun ließen sie ihre Decken fallen und zogen sich unter Gekicher auch noch das aus, was vielleicht eine Unterhose oder ein Lendenschurz sein wollte, und warfen sich – nurmehr mit der gleichen Schnur um die Hüften geschmückt wie am Morgen Badiso – in zweikämpferische Ausgangsposition. Auf ein Zeichen von Bargudu hopsten sie in allerhand putzigen Figuren paarweis um Trattner herum, ließen ihre Stöcke laut aneinanderkrachen, ohne einander Schaden zuzufügen, und sich selbst bei jeder Gelegenheit ins Gras fallen, um einen Treffer zu markieren. Schienbein- und Ellbogenschützer hatten sie gar nicht erst übergestreift, ebensowenig den Kopf mit Kalbshaut umwickelt, um ihn vor Schlägen zu schützen. Natürlich benützten sie auch nicht ihre besten und schwersten Stöcke, wie Kokordi eingeräumt hatte,

sondern grob geglättete Stecken, die kaum eingewachst waren. Schon nach wenigen Minuten lagen sie allesamt lachend im Gras. Als sie sich halbwegs wieder aufgerappelt hatten, fragten sie bei Kokordi an, warum Trattner kein einziges Photo geschossen habe.

Trattner ließ ihnen ausrichten, daß er seine Photos im Kopf mache, und selbst darüber kicherten sie. Vielleicht verlachten sie ihn ja, weil sie selber genau wußten, daß sie sich nicht gerade wie Krieger verhalten hatten.

Nun aber Bagiso. Mit unglaublicher Wucht sausten seine Hiebe auf Natu nieder, immer wieder, die freilich wendig war und sich wegduckte, zur Seite sprang, mit ihrem Stock parierte. Aber dann rutschte sie bei einer Drehung aus, saß unvermittelt auf dem Boden, konnte gerade noch den Stock schützend über ihren Kopf hochreißen. Bagiso schlug den Stock zur Seite und dann mit solcher Kraft auf ihren Schädel, daß sie umkippte.

In mehreren Rinnsalen lief ihr das Blut übers Gesicht. Jetzt war auch der andre Mann mit seinem Stock zur Stelle, der Mann in der abschnittnen Jeans. Natu, die sich erheben wollte, wurde von Bagiso gepackt und erneut zu Boden geworfen, der andre Mann führte den nächsten Schlag gegen sie aus, er traf sie zwischen den Schulterblättern. Und nun schlugen sie, Bagiso und er, in schnellem Wechsel. Natu auf allen Vieren zwischen ihnen, das weiße Tuch färbte sich rot, Trattner kniff kurz die Augen zusammen. Er hörte das Herab-sausen, das Aufklatschen der Stöcke, hörte keinen einzigen Laut aus den Reihen der Zuschauer, kein Wimmern von Natu, und erst als er die Augen wieder öffnete, hatte er begriffen,

daß ihr Kampf zu Ende war und daß sie jetzt bestraft wurde. Das weiße Tuch, das ihren Körper bedeckte, war ein rotes Tuch, die Hiebe fielen abwechselnd im Sekundentakt. Und jetzt erst – erst jetzt – löste sich Trattner aus der Erstarrung, er durfte, er konnte sich nicht länger heraushalten.

Ja, Trattner ging los, ging, als wäre er schlagartig wieder der alte Trattner, der kein Abenteuer gescheut hatte, selbst die eine oder andre Prügelei, jedenfalls bis die Sache in Abuna Yemata passiert war. Er ging, entschloßnen Schrittes, ging von der Terrasse auf den Weg und – diesen einen Schritt immerhin war er wieder der Trattner, der er früher gewesen. Doch schon wurde er von hinten am Oberarm gepackt und zurückgezogen. Dies sei nicht sein Dorf, wies ihn Kokordi zurecht, dies sei nicht sein Volk, nicht mal er, Kokordi, habe sich hier einzumischen. Dabei hielt er Trattner fest am Oberarm umklammert, so fest, daß es schmerzte. Auf Trattners anderer Seite, sieh an, stand jetzt Bargudu. Oder hatte er dort schon die ganze Zeit gestanden, am Eingang der Terrasse, und alles mit kritischem Blick überwacht?

Bargudu, der sich als Respektsperson vorgestellt und gerade eben vor aller Augen blamiert hatte – Trattner sah, daß er nach Luft rang. Plötzlich riß er eines der Gewehre an sich, das an der Balustrade lehnte, machte ein paar schnelle Schritte auf Natu zu, die, ergeben in ihr Schicksal, auf allen Vieren des nächsten Schlages harrte, die beiden Männer hörten sofort auf, sie zu züchtigen. Bargudu riß das Gewehr am gestreckten Arm in die Höhe, trat noch einen Schritt näher, so daß er direkt neben Natu auftrug, den Gewehrkolben hoch über ihr – eine Sekunde, zwei Sekunden ... Dann führte er

ihn zeitlupenlangsam herab, zeigte allen, wie er ihre Bestrafung jederzeit als Hinrichtung beenden konnte. Auf halben Weg hielt er inne, ließ den Gewehrkolben über Natus Nacken schweben. Eine weitere Sekunde später drehte er sich von ihr ab, die Sache war beendet.

Auch Bagiso und der Mann in der abgeschnittenen Jeans ließen Natu einfach liegen. Keiner sagte etwas, auch keine der Frauen. Trattner biß sich auf die Zunge, Trattner bebte vor Scham. Um wenigstens wortlos Protest einzulegen, blieb er weiter stehen und blickte unverwandt auf Natu, die inzwischen auf dem Weg kniete. Die Hände hatte sie zum Kopf geführt, barg ihr Gesicht darin.

Und tatsächlich, sie stand ein letztes Mal auf.



Diesmal aber als gebrochene Frau. Eine der Scherben fand sie noch auf dem Weg, ergriff sie und hielt sie eine Weile stumm in die Höhe. Dann zog sie sich das blutbesudelte Tuch von der Schulter und legte es als Schlinge um den Hals, verknotete es sorgfältig im Nacken. Jetzt war sie nur noch von einem kurzen, karierten Tuch bekleidet, um ihre Hüften als eine Art Unterrock geschlungen, es war an einigen Stellen zerrissen. So schlank sie bislang gewirkt hatte, so dünn war sie jetzt, kaum mehr als Haut und Sehnen. So kraftvoll sie bialang für ihre Rechte gekämpft hatte, so schwach erschien sie jetzt. Aus ihrer Kopfwunde rann weiterhin Blut.

Und noch immer kam Weraxa nicht, mit ihm hätte man Natu vielleicht wenigstens jetzt helfen können. Wer kam,

war der Dorfpolizist. Vielleicht war ihm die Sache zugetragen worden, vielleicht drehte er seine Abendrunde, grinsend kam er und stellte sich einige Meter von Natu entfernt breitbeinig auf, beide Daumen in die Koppel eingehängt. Ein Amhare aus dem Norden, mit hellbrauner Haut und in pompös ausgestatteter Uniform. Nachdem er Natu ziemlich schamlos taxiert hatte, ging er zu Bargudu und ließ sich in wenigen Worten bestätigen, was er längst gesehen hatte. Bargudu machte eine abfällige Geste in Natus Richtung, der Polizist nickte und wiederholte die Geste, man verstand sich. Dann hängte er wieder beide Daumen in der Koppel ein und genoß das Spektakel.

Immer wieder erwog Trattner, trotz allem zu Natu zu gehen und ihr demonstrativ den Arm um die Schulter zu legen. Aber das hatte er ja noch nicht mal gewagt, als sie neben ihm auf der Hauptstraße gegangen und kein Kokordi in seiner Nähe gewesen war, um ihn daran zu hindern. War er vielleicht nicht Manns genug, gegen diese himmelschreiende Ungerechtigkeit zu protestieren?

Natu hatte es getan. Und Trattner zeigte, was es hier hieß, gegen die Regeln zu verstoßen. Wie sie ihre Scherbe vor der Terrasse niederlegte und abdrehte, sah er, daß ihr Rücken von Striemen gezeichnet war, nicht wenige davon waren aufgeplatzt, handspannenlange Wunden, aus denen das Blut rann. Die Rinnsale glänzten fast schwarz. Dort, wo sie in den Rock einsickerten, wuchsen dunkle Flecken. Jetzt erst lockerte Kokordi seinen Griff. Natu ging auf einen Baum am gegenüberliegenden Wegrand zu, das blutig weiße Tuch weiterhin als dicke Krause um den Hals geschlungen. Der Stamm war ein wenig schräg gewachsen, im Nu war sie oben, stand frei-



händig auf einem Ast, knüpfte die Enden des Tuchs um die Astgabel, zog daran, um den Knoten festzuzurren. Indem sie sich Bargudu zudrehte und, merklich leiser, noch einmal zu reden anhub, brach ihr die Stimme. Nun weinte sie.

Immer wieder sagte sie ein paar Worte, stockte, riß Blätter vom Baum, um sich die Tränen abzuwischen. Eine ältere Frau, die unten vorbeiging, blieb stehen und rief ihr etwas zu. Dann ging sie weiter. Der Mann in der abgeschnittenen Jeans stellte sich unter den Baum und drückte Natu das Ende seines Stockes zwischen die Brüste, desselben Stockes, mit dem er sie gerade blutig geschlagen hatte. Er konnte sie damit gerade noch erreichen – als ob er sie so hätte festhalten, vom Sprung abhalten können. Gleichwohl verharrte er in dieser Position, Minute um Minute. Einige weitere Frauen, die vorbeikamen, erkundigten sich bei denen, die am Rand der Terrasse lagerten, was vorgefallen war, gingen dann aber zügig weiter. Der Polizist schüttelte immer wieder belustigt den Kopf und blickte zu Bargudu, um ihm zu zeigen, daß er auf seiner Seite stand – immer das Gleiche, man sollte den Frauen das Trinken anbieten. Trattner kniff kurz die Augen zusammen. Er hörte das leise Lachen des Polizisten, das leise Murmeln der Kneipengäste, er hörte kein Wort mehr von Natu, nicht einmal ein Seufzen, und erst als er die Augen wieder öffnete, hatte er begriffen, daß sie wirklich ernst machen und niemand sie daran hindern würde.

Da tauchte Weraxa auf.



Sofort redete Kokordi auf ihn ein, sofort aber auch Trattner, beschwor ihn, kein Wort von dem zu glauben, was Kokordi gerade erzählte. Gleichzeitig bestürmten sie Weraxa, der eine auf Oromo, der andre auf Englisch. Weraxa verstand sofort. Es war nicht das erste Mal, daß er bei den Suri war.

Er ging direkt zu dem, der Natu mit seinem Stock zwischen den Brüsten fixiert hatte, schob ganz sanft den Stock beiseite und auch gleich, indem er ihm den Arm um die Schulter legte, den Mann selbst. Dann wandte er sich an Natu, die auf ihrem Ast in der Baumkrone stand und stumm zuhörte. Er redete, wer weiß, in wieviel verschiedenen Sprachen, versetzt mit ein paar Brocken Suri an den entscheidenden Stellen, redete so leise, daß man auf der Terrasse kein Wort verstehen konnte. Dabei zeigte er auf – Bargudu? Oder auf Trattner? Oder warum deutete er immer wieder in Richtung der Terrasse? Nun war's Kokordi, der sich bei Trattner erkundigte, was hier eigentlich vorgehe. Trattner behauptete, er wisse es nicht. So ging's eine Weile hin und her zwischen ihnen; als er den Kopf wieder wandte, war Natu schon vom Baum herunter und ging, Arm in Arm, mit Weraxa davon.

Nach einer Weile kam der allein zurück und redete mit Bargudu. Dann mit Trattner. Es stellte sich heraus, daß Natu den Krug nur schnell von ihrer Freundin ausgeliehen hatte, nun konnte sie ihn nicht mehr zurückgeben. Nichts wünschte sie mehr, als auf der Stelle irgendwem in ihrem Dorf einen Krug abkaufen zu können, als Ersatz für den zerbrochenen. Trattner gab Weraxa hundert Birr, das sollte locker reichen, und dann das Geld für eine weitere Runde Bier, auf die er freilich auch Natu einladen wolle.

Überraschenderweise machte Bargudu keinerlei Anstalten, das zu verhindern. Nachdem sie mit den Flaschen angestoßen hatten, erfuhr Trattner den Betrag, den Bargudu forderte. Wofür? Dafür! Schließlich mußte die Sache in aller Form bereinigt und aus der Welt geschafft werden, es stand ihm zu. Nachdem man sich auf eine Summe geeinigt hatte, wurde Natu von Weraxa zurückgeholt und dann auch noch den einen entscheidenden Schritt hoch auf die Empore geleitet. Die einzige Frau auf der Männerterrasse, Arm in Arm obendrein mit einem, der aus dem Norden kam wie all die andern, die hierher zogen und den Suri das Land wegnehmen wollten oder die Gewehre und jetzt auch noch die Frauen: ein unerhörtes Ereignis, doch kaum einer schien davon Notiz zu nehmen. Bargudu saß längst wieder und blickte geradeaus und durch alles hindurch. Wieder wollte Bagiso einen Schluck aus Trattners Flasche, aber Trattner tat so, als bemerke er's nicht. Immerhin das hatte er hier schon gelernt.

Nein, Natu beschwerte sich nicht, weder bei Bagiso, der sie fast totgeschlagen hatte, noch bei Bargudu, der ihr um ein Haar das Genick gebrochen hätte. Der Mann in der abgeschnittenen Jeans war ohnehin verschwunden. Als ob die Sache tatsächlich mit ein paar Geldscheinen geregelt und fast auch schon vergessen war. Als ob das Tuch, das sie wieder über ihrer Schulter geknüpft hatte, all die Wunden ungeschehen machte, nur weil man sie nicht mehr sah.

Dann stand sie ganz nah bei Trattner. Immer wieder umarmte sie freilich Weraxa. Offenbar empfand sie ihn als ihren Retter.

Ob denn bei den Suri auch die Frauen mit dem Stock kämpfen könnten?

Natu verstand die Frage nicht und lachte Weraxa an.

Das könnten sie, versicherte Kokordi, und Natu allemal. Ihr Bruder sei schon in jungen Jahren ein großer Krieger gewesen, der habe ihr viel beigebracht.

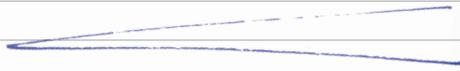
Kokordi deutete auf Bagiso, zeigte der Reihe nach auf seine vielen Narben, und Trattner mußte schon wieder die Augen zusammenkneifen, um zu begreifen, was er gerade gehört und vorhin gesehen hatte. Natu war von ihrem eignen Bruder besiegt und dann gezüchtigt worden.

Sie schien es, zumindest im Moment, gar nicht mehr zu spüren. Nicht von Weraxas Seite wollte sie weichen, keinen einzigen Schluck aus der Bierflasche nehmen, die er ihr in die Hand gedrückt hatte. Weraxa erklärte, auf dem großen Festival der Kulturen in Addis, wo Natu in einer Gruppe der Suri mitgesungen und -getanzt habe, sei sie zum ersten Mal in Berührung mit Weißen gekommen. Sie möge Weiße, und vorhin – da habe sie Trattner einfach eine Freude machen wollen, das sei alles. Allerdings schüttelte Weraxa immer wieder den Kopf, gegen Bargudu hätte sie sich nicht auflehnen dürfen, ob ihr Unrecht widerfahren, spiele keine Rolle. Und da ging sie.

Ja, sie ging. Ohne sich bei Trattner zu bedanken, ohne sich zu verabschieden, wer weiß, ob sie schon vergessen hatte, wie sie auf ihn zugekommen war, strahlend, und ihn umarmt hatte, wie sie mit ihm, immerhin ein kleines Stück Wegs gemeinsam, als wären sie ein Paar, durch diesen Nachmittag gegangen war.

Sie ging, die Frau mit den Tupfen im Gesicht, die Frau mit dem halben Ohr, die Frau mit dem Krug, die Frau mit dem blutig geschlagenen Rücken, dem blutig geschlagenen Kopf.

Ging hinein ins Dunkel, das über Surma Kibish gefallen war, nach ein, zwei Schritten schon war sie verschwunden. Da erst bemerkte Trattner, daß in den vergangenen Minuten die Nacht angebrochen war, schnell und hart, ohne jede Dämmerung, wie immer in diesem Land.







Ein paar Worte zum Schluß

In diesem Dossier ist der Entstehungsprozeß des Romans – und letztlich jedes meiner Romane – dokumentiert. Derselbe Taschenkalender, den ich zu Hause führe, verzeichnet Termine auch auf der Reise, schon hier mischen sich einzelne Notizen ein, wenn's schnell gehen muß. Eingelegt in den Taschenkalender habe ich auf Reisen stets ein gefaltetes Blatt Papier, Raum für alles, was neben dem rein Faktischen und Terminlichen festzuhalten ist. Zu Hause werden die Notate auf diesen Blättern in eine Datei übertragen und dabei sukzessive durch- und abgestrichen. Diese Datei wird der Dreh- und Angelpunkt meiner zukünftigen Arbeit und laufend ergänzt. Für „Alles wird gut“ hatte ich schließlich, zu Beginn der Niederschrift, 350 Seiten Notizen, sie sind das Rohmaterial des Romans.

Ebenfalls zu Hause wie auf Reisen führe ich das sogenannte „Braune Buch“, einen Rido-Reisemerker, den es ursprünglich nur mit braunem Einband gab. Es ist alles andere als ein Tagebuch, bietet einfach nur mehr Raum, um die Ereignisse des Tages allabendlich auf einer Kalenderseite einzutragen. „Braune Bücher“ führe ich seit 1975. Wenn meine Loseblattsammlung der kreative Fundus eines Romans ist, sind sie gewissermaßen Gegengewicht und Kontrollinstanz der Phantasie; noch nach Jahrzehnten kann ich darin nachsehen, wie lange etwa eine Fahrt dauert oder wie ein kleiner Ort heißt, der in



keiner Karte verzeichnet ist. Es muß ja, bei aller Phantasie, auch alles stimmen.

Daß Landkarten und Stadtpläne in meinem Leben eine wichtige Rolle spielen, sieht man an vielen meiner Bücher. Natürlich benutze ich auch Google Maps, aber gerade in den Ländern, die mich am meisten faszinieren, kommt man damit nicht weit. Schon seit meiner Karl-May-Lektüre liebe ich Karten auch in Büchern, im Grunde ist in einer Karte ja bereits der ganze Roman enthalten, wenn man sie zu lesen weiß. Johannes Nawrath, Maler und Freund, hat auch bei diesem Buch Karten für Vor- und Nachsatz gezeichnet.

Schließlich die Photos. Lange habe ich mich dagegen gewehrt, auf Reisen zu photographieren. Man schaut anders hin, wenn man Motive sucht; das, was mir eine Notiz wert ist, liegt oft neben oder hinter den Motiven. Aber klar, irgendwann fängt man damit an, und am Ende sind Photos eine gute Erinnerungsstütze. Vor allem, wenn dann auch noch die der Reisegefährten dazukommen.

Bleibt als letztes die Frage, wie all das einen Roman ergibt. Entscheidend für mich ist die Initialzündung, die „Nötigung“ durch ein Erlebnis oder eine Beobachtung, ohne die ich gar nicht anfangen würde. Maßgeblich jedoch schon bald eine Gliederung, die ich oft jahrelang überarbeite, verfeinere, revidiere. Ich schreibe nicht linear; sobald ich weiß, wie der Roman verlaufen wird, notiere ich alles, was mir dazu durch den Kopf geht, mal ganze Dialoge, mal nur irgendein markantes Adjektiv, und manchmal paßt dann das, was ich für den Anfang vorgesehen hatte, erst am Ende. Bei der Sichtung aller Notizen vor Beginn der Niederschrift stelle ich oft fest, daß ich

gewisse Schlüsselszenen wieder und wieder geschrieben habe; bei der Niederschrift habe ich dann mehrere Optionen – und die Freiheit, keine einzige davon zu verwenden.

Das Wichtigste am Schreiben ist und bleibt für mich: nicht zu schreiben. Jedenfalls so lange wie möglich. Und dabei gut vorzubereiten, was zu schreiben sein wird. Die aufwendigste Arbeit in dieser Phase des „Nichtschreibens“ besteht darin, sämtliche Satz- und Materialschnipsel bestimmten Gliederungspunkten zuzuordnen. Oder ist vielleicht auch das schon Schreiben? Findet das Schreiben vor allem dort statt, wo man die allerersten Sätze notiert, und ist das spätere Abarbeiten der Notate weit weniger kreativ als alles, was zuvor passiert?

Natürlich kann sich, was irgendwann als letztgültige Gliederung mit den dazugehörigen Materialien für die Niederschrift vorgeordnet ist, während der Arbeit ändern – und tut es auch ständig. Aber nur aufgrund all der Vorbereitungen weiß ich an jeder Stelle des Textes, wo ich stehe, was die Figuren gerade denken und was sie in hundert Seiten voraussichtlich denken werden, welche Motive bereits gesetzt sind und welche demnächst wieder abzuarbeiten sind. Am Ende ist ja jedes Teil nur gerechtfertigt, wenn es einen notwendigen Beitrag zum Ganzen geleistet hat – jedes Motiv, jede Szene, jede Figur. Einfach nur die Phantasie ins Kraut schießen zu lassen, das ist nicht schwer. Sie so zu strukturieren, daß sie sich für den Leser in großer Selbstverständlichkeit entfaltet, ohne daß er das Räderwerk dahinter bemerkt, ist weniger einfach.

Viel Vergnügen!



51 als er endlich aufbrach, war schon die ganze Nacht [vorhanden], mit all dem Gezirp der Grillen, dem wenigen Lichtern im Himmel wie auf Erden, den Trommeln in der Nacht, den Trommeln in der Nacht.

51 Bargudu: silberne Haare und dazwischen überall die Wülste der Narben, er mußte tüchtig gekämpft haben, um sein Amt zu erwerben, vielleicht auch um sein Leben zu behalten. **Er redete wenig und schwieg umso mehr.** Sein echsenhafter Blick kam dazu, Trattner wußte nie sicher, ob er ihn tatsächlich ansah oder durch ihn hindurch.

51 Wieder saß Bargudu vor allem da und schwieg, ab und zu zog er die Bierflasche zum Mund und trank wie einer, der schon eine ganze Weile trank, ohne Durst, ohne Gier, ohne Lust

51 Während er so neben ihm saß, fühlte er seinen Kummer. Zwei Männer mit Kummer, dachte Trattner, und natürlich schweigen sie sich an. Erst viel später wagte er sich einzugestehen, daß Bargudu wahrscheinlich den sehr viel größeren Kummer hatte als er: den Kummer über eine Frau, die ihn zwei Mal zurückgewiesen hatte und die er am Ende -?

51 Bargudu erzählt, Kokordi übersetzt: „Was ich getan habe war gut und schlecht. Ich mußte es tun, damit das Gleichgewicht unter dem Himmel wieder hergestellt war.“

Dann sagte er etwas, das Kokordi erst nach längerem Zögern übersetzte, wahrscheinlich formulierte er es um und um, schließlich rang er sich durch und dann auch gleich ein zweites Mal: „Auch ich habe sie geliebt.“ „Und ich liebe sie noch immer.“

51 Gespräch mit Bargudu

- Man könnte ihn auf den Krieg ansprechen, fiel Trattner ein. Und er tat es.

Der Krieg, ja, der Krieg, er ist da. Er ist immer da.

51 (falls nicht 49) erst stampft er den Kronkorken in den Lehm Boden, dann zerbricht er den Ohrteller und stampft ihn rein, am Ende sogar den tönernen Hund



- 1) **Tag 0:** Da war sie wieder. Und wieder blieb sein Herz stehen...
- 2) **Rückblende** auf diesen Tag:
a) **Kühe melken**, Bogenschütze: Blut trinken
b) **Dorfplatz:** die geschminkten Frauen und Kinder
- Bargudus zweite Frau, ihre Tochter macht Trattner/Weraxa an
- Gruppenbild mit Sonnenbrille, Natu u. ihr kl. Sohn
- 3) **Natu legt Arm um s. Hüfte**, wird von Koko verscheucht
- sie geht in u. durch ein leeres Haus
- 4) **Kneipe:**
- Terrasse: voller Männer, daneben Frauen, Bogenschütze
- Weraxa const. weg (muß Aufenth. bezahlen usw.)
- 5) **Natu plötzlich aus dem Wirtsraum:** Krug auf dem Kopf
- Kokordi hält sie auf, Bargudu wirft den ~~Krug~~ weg, zerbricht
- Natu öffentl. Anklage, sammelt Scherben auf
- Kokordi drängt Natu in den Schankraum und raus
- 6) **Natu auf dem Weg:** Anklagerede
- Mann in abschnitt. Jeans schleift sie weg
- 7) **Natu zurück**
- Bargudu mit Bündel Stöcke auf sie zu, sie kämpft
- **Rückblende:** nachmitt. Stockkampf lächerlich
- Bogenschütze und Mann in Jeans greifen ein, Bestrafung
- Bargudu droht, ihr mit dem Kolben das Genick zu brechen
- 8) **Natu reißt sich das Tuch vom Leib:** Schlinge um den Hals
- Polizist kommt: lacht u. schaut zu
- Natu klettert einen Baum hoch, knüpft Tuch um einen Ast
- ihre Anklagerede, weint
- Mann (abgeschn. Jeans) hält ihr seinen Stock vor die Brust
- 9) **Weraxa kommt**, redet mit Natu, sie kommt runter vom Baum
- Info: der zerbrochene Krug hat einer Freundin gehört
- Natu runter vom Baum, mit Weraxa ab
- Weraxa zurück, verhandelt, Geld an Bargudu
- Natu zurück, empfindet Weraxa als ihren Retter, ab
- 10) **Nacht im Zelt:**
Rückblende: Rückweg zum Camp mit Weraxa (Mulu eigenmächt. heimgef.): Gottesdienst, durch dämmerige Bananenplantage, im Camp: Lagerfeuer der Einh.
- Glücksfall: Weiterfahrt mit 2. Landcruiser besproch., halblegaler Weg (Bestech.geld), gefährl., 2 Tage gespart
- Weraxa plötzl.: Alles gut? Exkurs: s. dt., engl. Redewendungen
- Trattner schläft die ganze Nacht nicht: Erregung, keine Liebe; er hat erst seit kurzem wieder Gefühle
- 11) **Rückblick:** Beginn der „Abschiedstour“ **Abuna Yemata:**
- Kletterpartie hoch zu Abuna Yemata: kein Seil! alles halbautomatisch, minutiös beschreiben, kein Schwindel!
- rutscht letztes Stück an der Wand runter, Aufschürfungen
- danach stürzt jemand ab, ist tot: zunächst weiter „erstarrt“
- 12) **selber Tag:** Schwindelgef. Mariam Korkor – Daniel Korkor, Erinn. der Sturz des Mulis (Lalibela)
- „Loqe“: erhabener Augenblick, Dankbarkeit
- Weraxa erzählt: anderer Tourist inzw. gestorben; jetzt erst Wut auf den Ortsführer in Abuna Yemata (1. Gefühl zurück)
- 13) **Rückblick:** Hinreise Aksum-Surma Kibish:
- nur Schlüsselerlebnisse, alles erlebt wie „hinter Glas“;
- Sturz, Dinge verloren, geklaut, kaputt, völlige Gleichgültigkeit
- Bombenanschlag, Straßensperren, Leute reden vom kommenden Krieg







© Heribert Corn

Matthias Politycki

gilt als großer Stilist und ist einer der vielseitigsten Schriftsteller der deutschen Gegenwartsliteratur. Sein Werk besteht aus über dreißig Büchern, darunter Romane, Erzähl- und Gedichtbände, sowie vielbeachtete Sachbücher und Reisereportagen. Zuletzt erschienen von ihm der Roman *Das kann uns keiner nehmen*, vom *Spiegel* als »Deutschland-Roman vor afrikanischer Kulisse« gerühmt, der zu einem großen Publikumserfolg wurde, sowie die vieldiskutierte Streitschrift *Mein Abschied von Deutschland*.



Ab dem
3. 4. 2023
im Buchhandel

Matthias Politycki

Alles

Chronik eines

wird

vermeidbaren

gut

Todes



Roman | Hoffmann und Campe



1. Auflage 2023

Copyright © 2023 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

www.hoffmann-und-campe.de

Gestaltung und Satz: Kathleen Bernsdorf, Berlin

Lithografie: bildpunkt Druckvorstufen, Berlin

Gesetzt aus der Avenir, LinoLetter und PP Eiko

Druck und Bindung: Buch- und Offsetdruckerei H. Heenemann, Berlin

Printed in Germany

ISBN 978-3-455-98610-5



HOFFMANN
UNDCAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Wenn sich Trattner umdrehte, blickte er weit über die Savanne, deren Büsche und Baumkronen sich aus dieser Perspektive zu einem grünen Teppich zusammenfanden, der alles andre darunter verbarg: das Suri-Land.